

Sonntagsblatt

der Rheinischen Volkszeitung

Verantwortlich: Julius Etienne-Wiesbaden / Druck und Verlag von Hermann Rauch, Wiesbaden / Nachdruck aller Artikel verboten.

Nummer 2

Wiesbaden, den 7. Dezember 1919

38. Jahrgang

Kirchl. Wochenkalender

Sonntag, 7. Dezbr.:	Ambrosius
Montag, 8. Dezember:	Maria Empfängnis
Dienstag, 9. Dezember:	Eucharistie
Mittwoch, 10. Dezbr.:	Reliquien
Donnerstag, 11. Dezbr.:	Damasus
Freitag, 12. Dezember:	Synektus
Sonntag, 13. Dezbr.:	Eucha

Zweiter Sonntag des Advents. Evangelium des hl. Matthäus 11, 2—10

In jener Zeit, als Johannes die Werke Christi im Gefängnis hörte, sandte er zwei aus seinen Jüngern und ließ ihm sagen: Bist du es, der da kommen soll, oder sollen wir auf einen andern warten? Und Jesus antwortete und sprach zu ihnen: Gehet hin und verkündet dem Johannes, was ihr gehört und gesehen habt. Blinde sehen, Lahme gehen, Aussätzige werden gereinigt, Taube hören, Tote stehen auf, Armen wird das Evangelium gepredigt: und selig ist, wer sich an mir nicht ärgert! Als aber diese hinweggingen, fing Jesus an, zu dem Volke von Johannes zu reden: Was

seid ihr in die Wüste hinausgegangen zu sehen? Ein Rohr, das vom Winde hin und her getrieben wird? Oder was seid ihr hinausgegangen zu sehen? Einen Menschen, mit weichen Kleidern angetan? Siehe, die da weiche Kleider tragen, sind in den Häusern der Könige. Oder was seid ihr hinausgegangen zu sehen? Einen Propheten? Ja, ich sage euch, er ist noch mehr als ein Prophet. Denn dieser ist's, von dem geschrieben steht: Siehe, ich sende meinen Engel vor deinem Angesichte her, der deinen Weg vor dir bereiten soll.

Das Fest der Hoffnung

Das ist der zweite Adventssonntag. Der ganze Sonntag steht im Zeichen der Hoffnung. Christus ist der Heiland, er allein ist der Retter aus Not und Elend. Der erste Adventssonntag predigt: Das Gericht droht. Fürchtet! Doch steht zum Erlöser, damit er euch einst als Richter gnädig sei. Die Predigt des zweiten Adventssonntags lautet: Geht voll Hoffnung hin, dem Erlöser entgegen, er kommt für alle, und ihr findet bei ihm alles in allen Tagen und Abenden.

1. Großartig verkündet die gesamte Liturgie Christus als den Heiland, leise in den Breviergebeten der Priester am heutigen Tage und in der Epistel, mächtig und gewaltig im Evangelium. Im Breviergebet schildert uns der Prophet Isaias die entsetzliche Not Israels, da der übermächtige Assyrierkönig seine Hand gegen die heiligen Stätten ausstreckte und das ganze Land unterjochte — ein Bild aller Drangsale und Nöte des Volkes Gottes und auch ein Bild der Sündennot der Welt. Da erschlägt der Herr der Heerscharen die furchtbare Feindesmacht wie ein einziges Kruglein, das man gegen die Mauer schleudert. Ein ganzer Wald von Feinden wird niedergeschlagen und ein ganzer Libanon von Angreifern flürzt. Wer aber ist dieser Herr der Heerscharen? Es ist das Reis aus der Wurzel Jesse, das milde, liebe Heilandskind. Es ist noch ein Kind, aber dieses Kind trägt eine göttliche Kraft in sich. Denn es ist Gott, gleich mächtig, gleich gewaltig wie der Vater. Es ist der verherrlichte Heiland in der Not. Er rettete das unglückliche Israel schon im Voraus, auf Grund der später verdienten Erlösung. Wird dieses Erlöserskind nicht auch jetzt, wo es in Wirklichkeit erschienen ist, uns erlösen können aus noch so großer Not? Darum laßt uns hoffen auf dieses göttliche Kind. Es wird unsere Hoffnung nicht zu Schanden gehen lassen.

„Ein Reis wird hervorkommen aus der Wurzel Jesse, und eine Blume aufgehen aus seiner Wurzel. Und der Geist des Herrn wird auf ihm ruhen, der Geist der Weisheit und des Verstandes, der Geist des Rates und der Stärke, der Geist der Wissenschaft und der Frömmigkeit, und der Geist der Furcht des Herrn wird ihn erfüllen. Er wird nicht nach dem Augenschein richten, noch nach dem Hörensagen strafen, sondern mit Gerechtigkeit richten die Armen, und mit Billigkeit strafen die Sanften der Erde.

Er wird die Erde mit dem Stabe seines Mundes schlagen und den Gottlosen töten mit dem Hauche seiner Lippen. Gerechtigkeit wird der Gürtel seiner Lenden sein, und Treue der Gürtel seiner Nieren. Dann wohnet der Wolf bei dem Lamm, und der Pardel lagert sich bei dem Böckchen. Kalb, Löwe und Schaf weiden zusammen und ein kleiner Knabe treibet sie. Das Kalb weidet mit dem Bären, ihre Jungen liegen ruhig zusammen, und der Löwe frisst Stroh wie ein Rind. Der Säugling spielt mit Lust am Loch der Otter, und in die Höhle des Basilisken kriecht der Laum Entwöhnte sehr Dank. Es schadet nichts, auf meinem ganzen heiligen Berge, denn die Erde ist voll der Erkenntnis des Herrn, wie Gewässer den Meeresgrund bedecken. An diesem Tage wird die Wurzel Jesse zum Panier für die Völker stehen, die Nationen werden zu ihm beten, und sein Grab wird herrlich sein.“ (Jl. 11, 1—10). Sind das nicht paradiesische Zustände, die da der Prophet von der messianischen Zeit weissagt? Wer wollte sich nicht sehnen nach dem Glück und Frieden dieses Paradieses? Was der Prophet da entwirft, ist nur ein Bild. Er will sagen, daß die Güter und Gaben des Messias in einem über alles Irdische gehenden Frieden der Erde bestehen. Wohl, laßt uns dem Messiaskind mit flehentlichen Bitten uns nähern und nach diesen Gaben verlangen. Die Welt ist zerklüftet und ohne Frieden, und in dem Herzen vieler ist der Friede gewichen. Jesus von Nazareth will uns den verlorenen Frieden wieder schenken. Er ist ja der „König des Friedens“, der große „Friedensfürst“, wie ihn die Propheten angekündigt haben. „Der Friede sei mit dir“, das war der Gruß und der Wunsch Jesu auf Erden. Das war ein wirksamer Wunsch, nicht so, wie wir unsern Mitmenschen etwas wünschen, ohne die Macht zu haben, diesem Wunsche Kraft und Wirkung zu verleihen. Jesus spricht keine leeren Wünsche aus. Seine Worte sind kein Schein, sondern alles an ihm ist Macht und Wirklichkeit, Wahrheit und Wirkung.

Am Weihnachtstage wird die „Wurzel Jesse“, Jesus, unser Heiland, zum Panier für die Völker stehen. Tausende von Menschenkindern werden zu ihm als ihrem Erlöser aus dem Elend der Sünde fliehen. Voll Gnade und Wahrheit und Menschenfreundlichkeit neigt sich das göttliche Weihnachtskind zu den Lebenden und erfüllt ihre Wünsche. Als Gott kam es

alles wieder gutmachen. Als Mensch will es für uns eintreten. Ein ganzes Waldesdickicht von Irrtum wird niedergeboren, ganze Hochgebirge von Sünde und Leidenschaften werden abgetragen. Die Flut des Blutes Jesu schwemmt alles hinweg, was hindernd im Wege steht.

2. Ist also unser heutiger Sonntag nicht ein Fest der Hoffnung, der alles erobernden frohen, christlichen Hoffnung, die da gründet auf den untrüglichen Verheißungen Gottes? Das Jesuskind ist das „Reis aus der Wurzel Jesse“. Dieses Reis ist ein Edelreis. Es veredelt, verklärt, verherrlicht uns Menschenreifer, die wir verdorben sind durch die Sünde unserer Stammeslaster. Durch Jesus Christus, durch seine überirdische hochheilige Gnade im Sakramente wird die Natur des Menschen edelt, verändert, aus dem Irdischen herausgehoben und in die Reihe der himmlischen gestellt. Nunmehr brauchen wir nicht zu versagen, nunmehr ist uns das Heil sicher, wenn wir nur die Hand des Erlösers ergreifen und uns retten lassen wollen. Wir selber werden durch die Veredlung mit dem Reife Christus Edelreifer und bringen köstliche Früchte hervor. Diese Früchte sind die heiligen Werke, die wir voll Eifer und Freude tun, weil wir wissen, daß sie dem Messiaskind gefallen und unsere Ernte für den Himmel vermehren.

Recht und Gerechtigkeit, das ist der Wappspruch des neuen Gottesreiches. Gibt es ein empfehlerisches Wort für einen Herrscher als dieses? Recht und Gerechtigkeit, das wollen ja alle Armen, Unterdrückten, Dittangelegten, bei Seite gesetzt. Ich will nur mein Recht, so sagt der, der sich verfolgt glaubt und die Hilfe der Rechtsbehörden in Anspruch nimmt. Wohl, hier bei Jesus von Nazareth, da findet jeder sein Recht, das Recht des Gotteskinds. Was für Rechte hat denn das Gotteskind? Das Gotteskind, das heißt der Mensch, der im Besitz der heiligmachenden Gnade steht, hat Anspruch auf die Erbschaft der Kinder Gottes. Das sind die innerweltlichen Gaben des hl. Geistes, die mit der heiligmachenden Gnade in die Seele einziehen, und in ihrem Gefolge weitere wertvolle Güter des ewigen Lebens. Unter ihnen ragt hervor das Gut des Friedens, „der allen Begriff übersteigt.“ (Phil. 4, 7).

Friede, Friede! Die ganze Welt seufzt nach Frieden, nach Ruhe und stillem Glück. Das Glück des äußeren Friedens zu erringen, liegt

nicht in unserer Macht, wohl aber das des inneren Friedens. Denn der innere Friede besteht ja in unserem Verhältnis zu Gott, und dieses Verhältnis ist ganz unsere eigne Sache und vollständig unabhängig von äußeren Einflüssen.

Göttliches Kind, auf dessen Ankunft wir uns vorbereiten, schenke uns deine Guld, auf daß wir des inneren Friedens teilhaftig werden und nie seinen Verlust beklagen müssen. Bpe.

Die hl. Ida von Nivelles

11. Dezember.

Das, was die heiligmachende Gnade in der Seele wirkt, indem sie das Fundament für die Übung der christlichen Tugenden legt, offenbart sich oft beim ersten Erwachen der Vernunft. Als Ida (geboren im 12. Jahrhundert in Holland) ein Kind von sechs bis sieben Jahren war, sonderte sie sich oft von den Spielen ihrer Altersgenossen ab, einmal weil sie merkte, daß diese manche Unarten an sich hatten, und weil sie auch Zeit gewinnen wollte, um in einer nahen Kirche Besuch zu machen. Auch die Liebe zu den Armen offenbarte sich schon frühe in ihr, und manchmal schenkte sie ihr Brot an darbenende Mitmenschen. Herangewachsen sollte sie durch eine gute Heirat versorgt werden. Aber sie hatte sich schon versorgt. Ihr Entschluß stand schon lange bei ihr fest. Gott in der Stille des Klosters zu dienen. Eine gute Vorbereitung hierzu war ihr Dienst in einem Hause, in dem sieben arme Jungfrauen ein klösterliches Leben führten. Sie war die Dienerin für alle. Die niedrigsten Arbeiten besorgte sie. Allen suchte sie alles zu werden, um mit dem hl. Paulus zu reden. Dann trat sie in einen eigentlichen Orden ein. Sie fand Aufnahme in einem deutschen Kloster der Zisterzienserinnen. Sie traf diese Wahl in der Absicht, wegen ihrer Unkenntnis der deutschen Sprache allzulangen Unterhaltungen mit den Mitschwesterinnen entheben zu sein und damit eher Zeit für die Unterhaltung mit Gott zu finden.

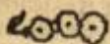
Gott lohnte seine treue Dienerin mit außerordentlichen Günstigerweisungen. Und was für eine besondere Gnade verlieh er ihr? Die Gabe der Geduld in Widerwärtigkeiten und die Gnade, um Jesu willen noch mehr leiden und tragen zu wollen. Wenn sie zuweilen nichts zu leiden hatte, ging sie in die Kirche, kniete vor dem Kreuzigten nieder und klagte unter Tränen: „Warum, mein süßester Herr, schläfst du so lange und lässest mich, deine Magd, so lange Mangel leiden an Trübsal? Der Herr würdigte sie vieler Offenbarungen und Erscheinungen. Bei der hl. Kommunion sah sie den Heiland oft in der Gestalt eines lieblichen Kindes. Sie redete dann mit ihm, fragte ihn über Zweifel und bat für jene, die sich ihr empfohlen hatten.

Als ihre letzte Stunde gekommen war, bat sie, man möge noch das heiligste Sakrament bringen, damit sie den Herrn sehe und Stärke und Trost bekomme. Ein Priester brachte ihr das Sakrament und hielt es ihr zur Anbetung vor. Dann wurde ihre Seele von den Banden des Leibes erlöst und in den Himmel aufgenommen.

Wie der Fisch nicht leben kann außerhalb des Wassers, so kann die Seele nicht gedeihen ohne Kreuz und Leid. Soll aus dem Flache, der auf der Erde wächst, weiße Weinwand werden, so muß er gebrochen, gerieben, ausgespannt, begossen werden; so müssen auch wir viel leiden, bevor wir blendend weißer Weinwand ähnlich werden. (St. Rupert.) Daher läßt Gott keinen Gerechten ganz ohne Leiden.

„Wer sein Kreuz nicht auf sich nimmt und mir nachfolgt, ist meiner nicht wert.“

(Matth. 10, 38.)



Trostworte in schwerer Zeit

„Kauft man nicht zwei Sperlinge für einen Pfennig? Und fällt keiner von ihnen zur Erde ohne euren Vater.“

(Matth. 10, 29)

„Die Natur ist Gottes Buch“

Die sichtbare Welt hat außer anderem den Zweck, den denkenden Menschen über Gottes Dasein und Vollkommenheiten zu belehren und ihn zu stärken auf dem Wege der Gebote Gottes. In herrlicher Weise führt der große heilige Kirchenlehrer Johannes Chrysostomus diesen Gedanken aus.

1. In seiner ersten Predigt über das 1. Buch Moses wendet er sich also an seine Zuhörer: „Ihr sagt: Was verschafft uns der Anblick der Natur? — Ein sehr großes und sehr kostbares Gut. Die Unermesslichkeit und Schönheit des Weltalls gibt uns irgend ein Bild, eine Vorstellung von dem Wesen Gottes. Je tiefer wir nämlich in die Kenntnis der geschaffenen Dinge eindringen, um so mehr gewinnen wir eine richtige und vollständige Kenntnis des göttlichen Werkmeisters. Und wie gut ist es für uns, das Werk und den Werkmeister vollkommen zu erkennen und beide klar und bestimmt von einander zu unterscheiden. Wäßen unsere Weltweisen, Gegner der Wahrheit, gelernt, diese beiden Gegenstände von einander zu unterscheiden, dann würden sie in alle ihre Systeme nicht so viel Mangel an Zusammenhang und eine so große Verwirrung bringen. Nicht als ob sie die Sterne vom Himmel herunter holten oder die Erde über den Himmel verlegten, nein, schlimmer noch: sie heben den Schöpfer vom Weltall herab, stürzen ihn von seinem Throne und verwechseln und vermengen ihn mit den geschaffenen Dingen. Wenn die Manichäer es verstanden hätten, richtig über die Natur der Dinge zu denken und zu urteilen, dann hätten sie nicht für ewig und unerschaffen ein Werk erklärt, das von Gott aus dem Nichts gezogen, dem Verfall anheimgegeben, flüchtig und vergänglich, allen Wandlungen und Veränderungen unterworfen ist. Wenn das Deidentum die Ordnung der geschaffenen Dinge richtig erfaßt hätte, würde es dann jemals seine Anbetung und Verehrung dem Geschöpfe gezollt und den Schöpfer verkannt haben? Herrlich ist der Himmel und von einer wunderbaren Schönheit; aber warum wurde er geschaffen? Damit sein Anblick uns zum Schöpfer emporhebe. Strahlend ist die Sonne, aber wenn Gott sie aus dem Nichts entquellen ließ, so geschah es, damit wir Gott erkennen sollten, der sie gemacht hat. Bei der Betrachtung des Weltalls stehen bleiben, sich mit einer bloßen Bewunderung desselben begnügen wollen, das hieße doch das glänzendste Licht in Finsternis verwandeln, oder vielmehr das Licht selbst zu gebrauchen, um sich blind zu machen.“ Und in demselben Sinne spricht sich Johannes Chrysostomus in der Domilie über das Prophetenwort: „Ich, der Herr, habe das Licht gemacht“ folgendermaßen aus: „Wenn wir mit unserem Gedanken und Blicke die Gesamtheit der Dinge umfassen, wenn wir die ganze Schöpfung durchsehen und alle ihre Wunderwerke betrachten, dann wird aus unserem Herzen und von unseren Lippen der Ruf des Propheten dringen: „Wie prächtig sind deine Werke, o Herr! Sie alle hast du in Weisheit dir geschaffen.“ Seid ihr für die Schaubühne eingenommen? Ach, laßt doch die Schaubühne, die der Satan aufgeschlagen; kommt zur unsren, die himmlisch und lieblich ist. Seid ihr entzückt von dem Wohlklang der Musik? Dasset die grobe Musik dieser Welt, hier ist eine andere, zu welcher auch der mächtige Schwingen eurer Seele emporzuheben vermag, eine geheimnisvolle Harmonie, die eure Gefühle erhöht und eure Herzen stärkt. Hört doch: welche mannigfaltigen Stimmen, welche Töne und Saiten an dieser Oyra! Welch sittliche Harmonie, welche wunderbaren Wohlklang entlockt Gott seinem ganzen Werke! Wenn ihr die Schönheit der Himmel bewundert, ihre Unermesslichkeit, ihre Höhe, ihre Dauer, ihren Glanz, wenn ihr, von diesem Schauspiel entzückt, den Schöpfer derselben verherrlicht, Gott preiset, dann singen die Himmel, dann erschallt ihre Stimme, dann sprechen sie eine Sprache, welche die Herrlichkeit des Allerhöchsten feiert. Das spricht in der Tat der Psalmist aus: „Die Himmel erzählen die Herrlichkeit Gottes.“

Wieso denn? In welcher Sprache: Insofern als der Anblick ihrer wunderbaren Pracht dem Betrachtenden veranlaßt, denjenigen zu verherrlichen, der sie geschaffen hat.“

2. Doch die Betrachtung des Weltalls hat nicht nur den Zweck, uns zur Kenntnis des Schöpfers emporzuheben, sie gewährt uns auch ein wunderbares Licht und mächtigen Antrieb zu einem gottgefälligen Leben. Diesen Gedanken führt der große Kirchenlehrer in seiner Erklärung des 110. Psalms folgendermaßen aus: „Siehe da den Geizigen vor der wohl eingerichteten Ordnung der Dinge. Er sieht, wie den Tag der Nacht weicht, wie die Sonne sich vor dem Monde zurückzieht; da beginnt er zu begreifen, wie notwendig die Mäßigung sei, und obgleich stark genug, um den Armen zu überfallen und zu unterdrücken, wird er sich entschließen, dessen bescheidenes Besitztum unangefastet zu lassen. Siehe den Wohlthätigen und Ehebrecher vor einem stürmischen Meere; er sieht, wie die wütenden Wogen am Gestade Dalt machen und daselbst ihren unbändigen Ungestüm brechen. Er wird nachdenklich bei diesem Gehorsam der Woge; warum könnte nicht auch er seinen brausenden Leidenschaften Dalt gebieten und, die Furcht vor Christus als Schranke entgegensetzend, ihr ungestümes Ausbrausen niederhalten, sie hindern, weiter zu gehen, den Schauer der unzünftigen Begierden fortjagen und gewalttames Drängen in die Grenzen des Erlaubten und Erbaren eindämmen?“

Wenden wir unsere Blicke zur Erde hin? welche Schauspiele lassen uns an die künftige Auferstehung denken und bieten uns lebhafteste Bilder derselben! Siehe das dicke und feste Samenkorn, das die Erde in ihren Schoß aufgenommen. Zunächst wird sie es auflösen und in Faulnis verwandeln. So bereitet sich der Vorgang der Auferstehung vor. Siehe ferner während des Winters den Weinstock ohne Laub, ohne Trauben, ohne Ranken, wie ein dürres Holz, gleich ausgetrockneten Bäumen, und dann, wenn der Frühling wiederkehrt, siehe, wie er seinen anmutigen und grünen Schmuck wieder erhält. Ist nicht in den Pflanzen und in den Samenkörnern der Pflanzen das lebendigste Bild der Auferstehung unserer Leiber gezeichnet? — Die Ameise lehrt uns Fleiß und Tätigkeit, die Biene Liebe zur Ehrbarkeit, gegenseitige Brüderlichkeit und holde Eintracht. „Gehe zur Ameise, o Fauler“, heißt es im Buche der Sprichwörter, „betrachte ihre Wege und lerne Weisheit. Sie hat kein Feld zu bebauen, keinen Führer, keinen Lehrmeister noch Herrn, und doch bereitet sie im Sommer ihre Speise und sammelt in der Ernte ihren Vorrat.“ Betrachtet die Biene und lerne, daß die Schönheit des Leibes nichts ist ohne die guten Eigenschaften der Seele, wie die Häßlichkeit unsere Mißachtung nicht verdient, wenn die Seele einen herrlichen Schmuck von Tugenden besitzt. Sagt nicht der hl. Geist in der Schrift: „Unter allem, was fliegt, ist gar gering die Biene, und doch kommt von ihr die köstlichste Süßigkeit.“ Betrachtet die Vögel des Himmels, von ihnen erhältst du die vortrefflichsten Lehren. Christus sagte: „Betrachtet die Vögel des Himmels; sie säen nicht und ernten nicht, und doch ernährt sie euer himmlischer Vater.“ Wie? Diese kleinen vernunftlosen Wesen leben ohne Sorge um ihre Nahrung, und wir sollten um unsere körperlichen Bedürfnisse weniger bekümmert sein als die Vögel! — Willst du deine Seele herabilden zur edlen Betrachtung des Luxus und des Prunks? Die Blumen des Feldes werden dich lehren, nicht soviel Sorgfalt und Mühe auf solche eitle Dinge zu verwenden. „Betrachtet die Lilien des Feldes; sie spinnen nicht und weben nicht und mühen sich nicht ab, und wahrlich, ich sage euch, selbst Salomon in all seiner Herrlichkeit war nicht gekleidet wie eine aus ihnen.“ Denke doch, sich tausend Mühe um deinen Fuß zu machen heißt wettkämpfen mit einem Kraut des Feldes und von demselben besiegt werden, und bei diesem Gedanken schäme dich so unvernünftig zu sein. Wie viele andere Lehren würden sich für uns ergeben aus der Betrachtung der Tiere, Pflanzen und Saaten?“

Die häusliche Erziehung

Eine der Hauptursachen, warum Unterricht und Erziehung ihren Zweck in der Schule im Ganzen und bei vielen Einzelnen so mangelhaft erreichen, liegt vielfach in dem Gebrechen der häuslichen Erziehung. Daß diese besonders in der Jetztzeit, wo das Familienleben durch den Krieg so sehr geschädigt worden ist, viel zu wünschen übrig läßt, wer möchte es in Abrede stellen! Häusliche Erziehung verhält sich aber zur Schule wie Erdbreich zur Witterung. Schule ist Sonnenschein und Regen, häusliche Erziehung der Fruchtboden. Was nützt der Pflanze Regen und Sonnenschein, wenn sie auf Felsengrund steht? Was nützt der Pflanze gutes Erdbreich ohne gedeihliche Witterung?

Die berühmtesten Pädagogen stimmen darin überein, daß die Erziehung früh, im ersten Jahre beginnen müsse; ja, sie sagen sogar, daß das Kind im fünften bis sechsten Jahre erzogen sein müsse. Und Alban Stolz, der zwar nicht zu den pädagogischen Schriftstellern zählt, aber in gewissem Sinne doch Pädagoge ist, macht diese Ansprüche zu den künftigen. Er beweist die dringende Notwendigkeit der frühen Erziehung in seinem Buche: „Das Menschengewächs“ auf eine ebenso lehrreiche als unterhaltende Weise. Es soll jedoch nicht gesagt sein, als hätten die Eltern, wenn sie bis zum sechsten Jahre das Kind gut erzogen, nun vollständig Genüge getan, und das Kind bedürfe der ferneren Erziehung nicht mehr; nein, es soll vielmehr bis zu diesem Alter ein gutes Fundament gelegt sein, auf welchem mit leichter Mühe und mit gutem Erfolg weiter gebaut werden könne. Wenn ältere Menschen, die mit mehr oder weniger Fehlern, ja Vastern behaftet sind, uns sagen könnten, wann und wie diese ihre schlimmen Gewohnheiten angefangen, so würde man — einzelne Fälle ausgenommen — das einstimmige Bekenntnis hören müssen, wie leider die ersten Jahre der Kindheit es gewesen sind, wo die schlimmen Untugenden begonnen. Kleine Fehler wachsen mit den kleinen Menschen zu immer größeren, so daß der Eigenwille zu Eigenlun, ja Troh wird, aus Ungehorsam Widerspenstigkeit entsteht; aus Rasen Diebstahl erwächst; die Lüge zu Heuchelei und Stehlen ausartet; die Banfucht zur Lieblofigkeit wird; die Rederei zu Quälerien werden. Wie könnte es auch anders sein, da ja die Erfahrung lehrt, wie höchst selten die Fälle sind, daß ein Kind im sechsten Jahre die Fehler und Untugenden, die es bis dahin angenommen, nun mit einem Mal, selbst wenn auch eine gute Erziehung eintritt, ablegen wird und somit anfängt, besser zu werden!

Vor einigen Jahren hatte ich Gelegenheit, den Brief eines mir bekannten, ziemlich „gebildeten“, doch verkommenen jungen Mannes zu lesen, den dieser aus seiner zweiten Heimat, einer großen Stadt in Belgien, an seinen alten Vater geschrieben. Es war haarsträubend zu lesen, wie der Sohn seinen Vater für all die Sünden und Schlichtheiten verantwortlich machte, die er, der Sohn, bis jetzt begangen — und zwar deshalb, weil sein Vater ihm in seinen ersten Knabenjahren alles erlaubt, kurz, daß er ihn in den ersten Jahren schlecht erzogen habe.

So schreiben und sprechen zwar nicht alle verzogenen Kinder in späteren Jahren, allein denken und sannern, glaube ich, werden viele ungeratene Söhne und Töchter, nachdem sie zu Jahren und Verstand gekommen, aber sich nicht mehr losmachen können von den eiserne Banden der Gewohnheiten: Hätte ich doch eine bessere Erziehung genossen! Wäre ich doch in den Tagen der Kindheit zum Guten an- und vom Bösen abgehalten worden! Darum, ihr Eltern, säumet nicht mit der Erziehung, beginnt früh damit, weil sonst die Fehler und Untugenden des Kindes so fest einwurzeln, daß nur große Kunst und Vorsicht und Strafe, sowie Gottes Gnade es möglich machen, das Kind von dem bösen Tun ab- und zum guten Tun hinzuleiten.

Hören wir darüber noch die Worte eines langjährigen Gefängnisfarrers. In seinem Buche über den Kampf gegen die Verbrechen

ursachen schreibt Pfarrer Krauß: Wo die Eltern in der Erfüllung ihrer erzieherischen Aufgaben planmäßig, verständnisvoll und einträchtig zusammenwirken, da wachsen und gedeihen Gottesfurcht, Frömmigkeit und segliche Tugend auf dem Mutterboden des häuslichen Lebens. Insbesondere übt die Mutter auf die Erziehung des Kindes den mächtigsten und nachhaltigsten Einfluß aus. Ein geistreicher Prediger listete sich einmal die etwas sonderbare Behauptung: „Hätte die Eva im Paradies eine Mutter gehabt, die sie erzogen hätte, dann wäre der Sündenfall nicht vorgekommen.“ — Der Segen einer guten Mutter wirkt oft durch das ganze Leben fort. Im Leben vieler großer Männer aller Zeiten finden wir als Führerin und Erzieherin zur Größe ihre Mutter. Glücklich derjenige, welchem eine gute Mutter beschieden war oder ist.

Der nachmalige Kaiser Leopold von Österreich herlor schon als Knabe seine Mutter. Als er an ihrem Sarge heiße Tränen vergoß und seine Umgebung ihm bedauerte, daß eine so leidenschaftliche Betrübnis für einen Kaiserföhu sich nicht schide, antwortete er: „Tränen um eine Mutter sind auch für einen Kaiserföhn nicht ungeziemend; denn einen größeren Verlust als den der Mutter gibt es nicht.“

Die Erinnerung, der Gedanke an die Lehren und Mahnungen, an die Liebe seiner Mutter, mochte sie längst im Grabe ruhen, hat schon manchem Verbrecher in einsamer Zelle das Herz erweicht, das Gewissen erweckt und zur Rückkehr den ersten Anstoß gegeben. In einer Predigt über das vierte Gebot erwähnte gelegentlich ein Geistlicher, der zuweilen beim Gefangenengottesdienste aushalf, als Beispiel das unbankbare, schmäbliche Betragen eines Sohnes gegen seine Mutter. Da rief ein Sträfling von seinem Sitze aus: „Das bin ich gewesen. So habe ich's meiner Mutter gemacht. Das sauer verdiente Brot, das sie mir als Knabe unter Tränen reichte, habe ich verkehrt und weggeworfen. Jetzt muß ichackerbrot essen.“ Allgemeine Ergriffenheit unter den Gefangenen, von welchen viele laut schluchzten, sie wurden wohl von ähnlichen Erinnerungen erfaßt.

Eine lasterhafte Mutter dagegen wird oft zum Fluch und Verderben für Kinder und Kindeskinde; sie schadet weit mehr als ein solcher Vater. „Mutterföhnchen“, Schöfkinder, die „Einzigen“ genießen aber oft nicht bloß ein Uebermaß von mütterlicher Zärtlichkeit, sondern auch von Verhätselung und Verwöhnung. Später werden sie nicht selten das Kreuz und die Schande ihrer Eltern; ja, ihre Verzeihung hat schon manche nachweislich ins Verbrechen und ins Buchtbaus geführt. Ferner hörte und las ich auch manche bittere Erwünschungen und schwere Anklagen von gefangenen Söföhnen gegen ihre pflichtvergessenen, herzlosen Stiefmütter.

Christliche Eltern wissen, daß eine gute Erziehung, d. h. die Ausrottung feindlichen Unkrauts in der Kinderseele, die frühzeitige Gewöhnung an Bucht und Sitte, die Hinlenkung des Denkens und Wollens auf höhere ideale Lebensziele das beste und dauerhafteste Erbe ist, das sie ihren Nachkommen für die Zukunft mitgeben können.

Das Bedenken der Mutter

Am 2. September 1854 wollte Marschall Niel, dessen Name auch allen Rosenfreunden bekannt ist, das Dorf Vornarsund auf der Insel Mänd beschießen lassen. Es war im Krimkriege. Da bemerkte er im letzten Augenblick das Kreuz auf dem Kirchturm.

„Ich kann das Kreuz nicht vernichten lassen; meine alte Mutter würde mir das niemals verzeihen.“ Dann rief er: „Zwei Kameraden, die das Kreuz von dort holen!“

Fünfzehn machten sich auf den Weg zu der kleinen Kirche. Das Kreuz wurde vorsichtig abgenommen und befindet sich heute an der Kirche in Murat, wo Marschall Niel getauft wurde und die erste hl. Kommunion empfing.

Unauslöschlich sind die Lehren einer Mutter.

Eine Schachpartie

Auf dem Schiffe, welches den hl. Franz Xaver nach Conchin führte, bestand sich unter anderen Mitreisenden auch ein junger Portugiese, Dom Vincente Lopez, welcher ein leidenschaftlicher Schachspieler war. — Franz von Xaver verstand vom Schach fast nichts, er spielte deshalb sehr schlecht. Als er den Dom Vincente Lopez hingesehen sah von diesem Spiele und aus seinen Zügen den ählichen Zustand seines Gewissens erkannte, hatte er ihn im Interesse der angefangenen Partie dringend ermahnt, ruhig zu werden, da eine große Aufregung ihn das Spiel verlieren lassen würde.

Nach beendeter Partie war die Unterhaltung auf den Zustand der Religion in Indien übergegangen, und der Spieler hatte dem hl. Apostel wegen seiner wunderbaren Erfolge Glück gewünscht.

„Gott ist nichts unmöglich“, sagte Franz, „er kann sogar aus einem zügellosen Spieler einen musterhaften Christen machen.“

„Ach! Ich sehe, Sie kommen, heiliger Vater; ich errate Sie. — Aber das Wunder wäre zu groß; Sie werden mich nicht belehren.“

„Nichts ist Gott unmöglich, Sennor!“

„Mein Vater, ich liebe Sie so sehr; aber Sie werden mich nicht lieb haben. Ich will lieber noch eine Partie machen. Daß Sie sehen“, sagte er zu einigen portugiesischen Passagieren hingewendet, „wer eine Partie Schach mitvielen will.“ — Seine Herausforderung blieb ohne Erfolg. Seine Freunde lehnten es ab, seiner ungeordneten Leidenschaft für das Spiel Nahrung zu geben und warnten ihn aufs neue. Er nahm die Warnung mit seiner gewohnten Leichtfertigkeit auf. Jetzt war Vater Xaver schnell bei der Hand, sich ihm als Spielgenossen anzubieten.

„Sie, mein Vater?“ sagte der erstaunte Vincente. „Sie kennen ja aber die Regeln des Spiels nicht.“

„Was tut's? Nur lassen Sie uns, da Sie ein Meister im Spiel sind, ich aber nicht einmal als Schüler gelte, überdies auch kein Geld habe, die Uebereinkunft treffen, daß der Einsatz ihr Gewissen sei. Verliere ich die Partie, so dürfen Sie es behalten, wie es ist, in Erwartung, daß es besser wird. Wenn ich aber gewinne, dann müssen Sie mir Ihr Gewissen ausliefern, und ich gebe es Gott.“

„Um der Seltenheit der Idee willen“, sprach der Portugiese lachend, „nehme ich es an. Wohl an, heiliger Vater, mein Gewissen als Einsatz! . . . Die Partie wird mein.“

Man setzt sich ans Schachbrett. Die Partie beginnt. Vincente wird unruhig. Er erblickt auf dem Antlitz des Heiligen einen noch himmlischen Ausdruck als gewöhnlich. Man hätte sagen mögen, ein unsichtbarer Spieler gebe ihm den einzuhaltenen Gang, die Schläge, die er ausführen solle, an. Die Anwesenden waren verwundert. Einer fragte den andern, ob es wahr sei, daß Xaver vom Schachspielen nichts verstehe. Vincente war außer sich und rief endlich: „Mein Vater, Sie sagten, Sie verstanden vom Spiele nichts, und Sie sind mir überlegen!“

„Es ist durchaus wahr, daß ich das Spiel nicht verstehe, Sennor Vincente, aber ich habe Gott gebeten, mir Ihre Seele zu geben, und er will sie mich wohl gewinnen lassen.“

Und in der Tat, der Heilige gewann die Partie, und Vincente mußte als Mann von Ehre den Einsatz erlegen. Er tat es unter Tränen des Reueschmerzes über sein vergangenes Leben und voll Bewunderung der Heiligkeit des großen Apostels, welcher durch ein solches Wunder seine Belehrung bewirkte.

„Kann wohl eine Mutter ihres Kindes vergessen, so daß sie kein Erbarmen zeigt mit dem Kinde? Und wenn sie seiner vergesse, so werde ich dennoch deiner nicht vergessen, denn ich habe dich in meine Hand geschrieben.“

(St. 42. 157.)

Robinetta

25)

Roman von Rati Douglas Wiggitt

Nachdruck verboten.

12.

Früh am Morgen, vor Sonnenaufgang, als nur die Dämmerung ein mattes graues Licht verbreitete, wurde Robinetta durch einen Knack geweckt, der dicht vor ihrem offenen Fenster auf einem Baume saß und seinen Ruf erschallen ließ. Jeder Ton glich dem Schlag einer goldenen Glocke.

Robinetta sprang aus dem Bett und sah hinaus, aber der Vogel war schon verstummt und fortgeflogen. Anstatt seiner erblickte sie eine Gestalt, die über den Grasplatz schlich, der in die Bibliothek führenden Seitentüre zu. Trotz der unsicheren Beleuchtung erkannte sie Carnaby, der etwas in der Hand trug. Sie vermochte nicht zu unterscheiden, was es für ein Gegenstand war, den Carnaby in der Hand hielt, aber sie sah, daß die Ärmel seines Planenhembdes bis über die Ellenbogen aufgetrennt waren, und daß seine ganze Art und Weise etwas heimliches, Verdächtigtes an sich hatte.

Welchen Missethaten der Junge wohl um diese frühe Stunde getrieben hat? dachte Robinetta, während sie sich wieder niederlegte. Aber sie war zu müde, als daß sie lange darüber nachgedacht hätte, und vergaß die Sache völlig, bis sie einige Stunden später Carnaby am Frühstückstisch begegnete.

Robinetta, die sich darauf besann, wann sie den Jungen zuletzt gesehen hatte, blickte ihn an und bemerkte, daß er ungewöhnlich schweigsam zu sein schien. Seine Wangen waren röter als sonst, und unter seinen Augen lagen Schatten der Uebermüdung, die Robinetta bisher nicht an ihm kannte.

„Was hast du heute morgen um vier Uhr im Garten getan?“ begann sie — hielt dann aber inne. Wenn Carnaby Dummheiten gemacht hatte, wollte Robinetta nicht diejenige sein, die ihn seiner Großmutter verriet.

Niemand hatte sie gehört. Das Mahl verlief still. Robinetta und Lavendar sprachen wenig. Miss Smeardon war mit Ruperts Leiden und Gärten beschäftigt. Nur Mrs. de Trach schien besser gestimmt zu sein als sonst; sie war gesprächig und sogar lebenswichtig.

„Heute beginnt die Arbeit in dem Gehölz“, bemerkte sie beständig. Ihre Äußerung war an Lavendar gerichtet und bezog sich auf das Ausroden eines alten Bäumchens und das Pflanzen eines neuen, eine Verbesserung, die sie schon lange, aber bisher vergeblich, geplant hatte.

„Die jungen Bäume sind angekommen.“

„Aber woher kommt das Geld dafür?“ fragte Carnaby plötzlich im Grabston. Seine Stimme, die sich in dem unangenehmen Wohlstand befand, war für ihn eine Quelle der Pein und Beschämung und bereitete anderen häufige Ueberraschungen. Seine Großmutter starb e ihn an, und auch die übrigen blickten erstaunt auf sein erständes Gesicht.

„Ich dachte, ich hätte dir alles anseinandergesetzt, Carnaby“, sagte Mrs. de Trach. „Aber dein Interesse für die Gutsgelegenheit ist so gering, daß ich annehme, alles, was dir gesagt wurde, ging dir, wie gewöhnlich, zum einen Ohr hinein und zum andern wieder hinaus. Der Verkauf des Grundstücks in Wittisham ermöglicht diese Verbesserungen, Vorteile, die die Folge eines unangenehmen, aber notwendigen Entschlusses sind!“ Die eiserne Frau senkte leise.

„Es wird kein Stück Land in Wittisham verkauft werden, wenigstens nicht das, auf dem Mrs. Bretthmanns Haus steht.“

„Es ist so gut wie abgemacht. Der Kaufvertrag soll nur noch unterzeichnet werden, das weißt du, Carnaby“, warf Lavendar kurz ein. Er wünschte nicht, daß die peinliche Frage während des Frühstückes nochmals erörtert werde.

„Es war so gut wie abgemacht, aber jetzt ist es das nicht mehr“, sagte der Knabe, seine Großmutter fest anblickend. „Waller wird das Grundstück nicht mehr haben wollen. Der Pflaumenbaum ist fort, abgehauen! Der Vertrag wird für null und nichtig erklärt werden.“

und Mrs. Bretthmann kann in ihrem Hause wohnen bleiben, so lange sie will!“

Ein eisiges Schweigen trat ein; nur das schnarchende Atmen des Hundes unterbrach die Stille.

„Wiederhole bitte, was du soeben gesagt hast, Carnaby!“ befahl seine Großmutter unheimlich ruhig. „Rede deutlich.“

„Ich sagte, das Haus in Wittisham könne nicht verkauft werden, weil der Pflaumenbaum nicht mehr da ist“, erwiderte Carnaby trotzig. „Er ist gefällt worden!“

„Woher weißt du das?“

„Ich habe es gesehen.“ Und nun blickte er auf. „Ich selbst habe ihn heute morgen vor Tagesanbruch umgehauen.“

„Was brachte dich auf einen solchen Einfall?“ Mrs. de Trach durchbohrte Robinetta mit einem argwöhnischen Blick, der einem kalten Regenstöße glich. „Wer hat dir gesagt, du sollst den Pflaumenbaum fällen?“

„Mein Gewissen!“ lautete die unerwartete Antwort. Carnaby war feuerrot, aber sein Blick blieb fest.

Mrs. de Trach erhob sich. Keine Muskel zuckte in ihrem Gesicht.

„Wie du auch gehandelt hast, Carnaby“, sagte sie würdevoll, „ob töricht und schändlich oder verbrecherisch und gefährlich: hier ist nicht

Wenn du noch eine Heimat hast,
so nimm den Ranzen und den Stecken,
und wandre, wandre ohne Rast,
bis du erreichst den teuren Flecken.
Und strecken nur zwei Arme sich
in freud'ger Sehnsucht dir entgegen,
fließt eine Träne nur um dich,
spricht dir ein einz'ger Mund den Segen:
Ob du ein Bettler, du bist reich,
ob krank dein Herz, dein Mut beklommen;
gesunden wirst du allsogleich,
hörst du das süße Wort: Willkommen!

Albert Träger.

der Ort, dein Tun zu besprechen. Folge mir sofort in die Bibliothek; vermutlich werde ich bald auch Marx bitten lassen, dorthin zu kommen. Wir werden sicherlich den Rat eines Rechtsanwalts brauchen“, sagte sie bitter hinzu.

Carnaby sprach kein Wort. Er öffnete seiner Großmutter die Tür und folgte dann. Als er an Robinetta vorüberging, sah er sie eifrig an, als erwarte er ein Beifallszeichen von ihr, denn zu den Grinsen, die ihm zu der Anbahnenden Handlung trieben, gehörte auch der Wunsch, Robinetta zu gefallen — in ihren Augen zu glänzen als der Vorkämpfer tüchtiger Taten und als Rächer des Unrechts, das die alte Lizze erleiden mußte. Und der Erfolg seiner Anstrengungen war: daß Robinetta weinte!

Sie rühte die Ellenbogen auf den Tisch und bedeckte die Augen mit den Händen. Während Carnaby das Zimmer verließ, hörte er sie ausrufen: „Den Baum abhauen! Den wunderschönen, fruchtbaren Baum! O, wie konnte er das tun?“

Das war also Gerechtigkeit. Das war der Lohn für all seine Mühen! Wie unberechenbar waren die Frauen!

Lavendar wartete eine Weile auf die Aufforderung, sich zu Mrs. de Trach zu begeben. Es wurde ihm jedoch keine Botschaft überbracht, und eine halbe Stunde später traf er Carnaby allein.

„Hastest du einen unangenehmen Auftritt mit deiner Großmutter?“ war seine erste Frage.

Carnaby zögerte. „Nicht so unangenehm, wie ich erwartete“, antwortete er dann. „Die alte Dame benahm sich für ihre Art merkwürdig anständig.“

Natürlich hielt sie mir 'ne Rede.“

„Das will ich hoffen“, warf Lavendar trocken ein.

„Sie redete allerlei über unsere Armut“, fuhr Carnaby fort; „das ist ja ihr Totschlag, wie Sie wissen. Sie behauptet, der Verlust des Geldes — Wallers Geld meint sie natürlich — sei ein furchtbarer Schlag. Sie sagt so, aber mir schien...“ Carnaby stockte; sein Gesicht zeigte einen außerordentlich verdruckten Ausdruck.

„Es schien dir?“ half Lavendar in ermunterndem Ton.

„Daß sie trotz alledem gar nicht so enttäuscht war“, schloß Carnaby. „Es war, als täte sie nur so.“

Lavendar horchte auf. Plötzlich fiel ihm ein, wie abgeneigt Mrs. de Trach gewesen war, das Land zu verkaufen. Das Erlangen ihrer Einwilligung hatte dem Ausziehen eines Jahnnes geglichen, gleichsam als zäpie man ihr Tropfen um Tropfen ihr Lebensblut ab. War sie vielleicht gar nicht so sehr betriibt darüber, daß der Plan ins Wasser gefallen war, sondern anstatt dessen heimlich erfreut? Ein solches Gefühl würde begreiflich sein, aber die Beweggründe des Entschlusses deckte noch tiefes Dunkel.

„Weshalb hast du es getan, Carnaby?“ fragte Lavendar ernst, aber freundlich. „Du hast eine unsinnige Handlung begangen, die eine noch viel schärfere Beurteilung erfahren würde, wenn der Kaufvertrag schon unterzeichnet und der Pflaumenbaum in den Besitz des neuen Eigentümers übergegangen gewesen wäre.“

„Aber dann hätte ich es doch selbstverständlich nicht getan, Sie Schlanberger!“ rief Carnaby. „Ich habe nicht das geringste gegen Waller einzuwenden! Wenn er den Baum tatsächlich gekauft hätte, wäre es zu spät gewesen und sein verwünschtes Geld...“

„Du hast das Geld nötig, mein Junge“, bemerkte Lavendar, „vergih das nicht!“

„Es wäre schmutziges Geld gewesen!“ entgegnete Carnaby. Ein völlig neuer Ausdruck erhobte plötzlich sein etwas grob geschnittenes Gesicht. „Sie und Cousine Robin waren immer sehr höflich, wenn Sie glaubten, daß ich zu hören, aber ich weiß, was Sie wirklich dachten, und was Sie über diese Geschichte sagten, wenn ich nicht dabei war. Sie hielten es einfach für armen, der alten Lizze ihr Haus auf diese Weise wegzunehmen, und für einen Diebstahl, ihr den Pflaumenbaum zu rauben, ohne sie dafür zu entschädigen! Da ich nun derselben Ansicht war, meinen Sie, daß ich dann stillstehen und zusehen konnte, wie das Geld einging, Geld, das auf solche Art erworben war? Wofür halten Sie mich?“

Lavendar schwieg und blickte den Knaben voller Erstaunen an.

„Ach“, fuhr Carnaby fort, „wenn ich doch mündig wäre! Dann könnte ich Cousine Robin vielleicht zeigen, was ein englischer Gutsherr tun kann. Daß er seinen Gutsangehörigen ein Freund und ebenso gerecht wie großmütig sein kann! Aber nun wird Cousine Robin nach Amerika zurückkehren und ihren Freunden erzählen, wie selbstlich, roh und abscheulich wir hier sind, und wie sie sich gefreut hat, von uns fort zu kommen!“

Mrs. Boring wird nichts Schlechtes erzählen, davon bin ich überzeugt. Aber sage mir, mein lieber Freund, bildest du dir ein, daß deine Tat Mrs. Bretthmann Ruhen bringen könnte?“

„Und weshalb nicht? Haben Sie mir nicht selbst gesagt, daß Waller keinesfalls das Haus ohne Pflaumenbaum kaufen werde? Was hindert die alte Frau jetzt noch in ihrer Wohnung zu bleiben? Glauben Sie, daß sich andere Käufer auf die elende alte Hütte stürzen werden? Ne, so dumm ist kein Mensch, das wissen Sie sehr gut.“

„Aber der Baum, Carnaby, der Baum!“ rief Lavendar. „Du junger Barbar, hast du gar keine Gewissensbisse empfunden? Das wunderschöne blühende Ding, wie deine Cousine ihn nannte: wie konntest du es fählos zerstören?“

„Den Baum?“ wiederholt Carnaby erstaunt und verächtlich.

Fortsetzung folgt.